

Sonntagsblatt des Staats-Anzeiger und Herold.

Grand Island, Rebr., Freitag, den 9. April 1915

Deutschlands Kampf hinter der Front.

Von Wilhelm Kaufmann.

Hinter der Front kämpft jetzt das ganze deutsche Volk gegen den englischen Hungerungsplan. Die von der Regierung angeordneten Maßregeln sind bezüglich der Nahrungsmittel, die man im Auslande wohl glauben konnte, es stehet bedenklich schlecht bezüglich der Mundvorräte Deutschlands. Auch die Hafervorräte sind beschlagnahmt worden, die Brauer sollen nicht mehr als 60 Prozent ihrer sonst vermaischen Gerste gebrauchen, Brot wird nur noch gegen Verbrauchsmarken, die auf den Familienvorrat gemäß der Kopfzahl der Familie lauten, und die nicht übertragbar sind, verkauft werden, alle städtischen Gemeinden von über 5000 Einwohnern müssen Dauerfleischwaren einlegen, damit die Verbraucher in jenen Gemeinden später nicht etwa höhere Preise für diese Nahrungsmittel bezahlen müssen. In den Speisekassen, Kaffeehäusern und Wirtshäusern muß der Gast entweder sein Brot mitbringen oder er erhält vom Wirt das zu den sonstigen Speisen zu verzehrende Brot gegen eine Brotkarte. Wer Gäste zu sich ins Haus einladet, darf diesen kein Brot geben, denn der Brotkonsum des Gastes ist nur auf dessen Familie eingerichtet. Man bekommt zwei Kilogramm, $1\frac{1}{2}$ amerikanische Pfund, Brot für jede Person jede Woche. Mehr gibt es nicht. Solche tief eingreifende Maßregeln machen allerdings einen besorgniserregenden Eindruck, aber es sind doch nur von weitausschauender Voraussicht gebotene Mittel. Es muß immer wieder betont werden, daß Deutschland genug Vorräte birgt, um bis zum 1. August, dem Anfang der neuen Ernte, damit auszukommen. Aber es ist nicht unmöglich, daß die neue Ernte infolge starker Regengüsse, Frühlingsfröste und anderer Naturgewalten bis zu vier Wochen verzögert wird. Es muß deshalb Vororge getroffen werden, daß die Vorräte bis zum 1. September reichen. Zur Not freilich käme man auch ohne jene Zwangsmassregeln bis zum September und noch darüber hinaus, aber dann würden die letzten Wochen fast ausschließlich aus Kartoffeln und Fleischnahrung bestehen müssen, und der Viehbestand würde zu einem bedenklich großen Teile geopfert werden müssen. Wer weiß, ob nicht in jene kritische Periode, etwa Mitte Juli bis Anfang September, gerade die letzten und wichtigsten Entscheidungen des Weltkrieges fallen werden? Um diese Zeit dürften die Kartoffeln und die letzten Reserven des Viehbestandes nicht darangesetzt werden. Es muß auch dann noch genügend Brot vorhanden sein. Der Mann, welcher für Haus und Herd im Felde kämpft, darf nicht von Sorgen um seine in der Heimat darobende Familie bedrängt sein.

Deutschlands Vorräte sind noch immer sehr groß, besonders an Vieh, 21 Millionen Milchvieh, 23 $\frac{1}{2}$ Millionen Schweine, $1\frac{1}{2}$ und $3\frac{1}{2}$ Millionen Schafe und Ziegen sind vorhanden. Von diesem Bestande können namentlich die Schweine, Schafe und Ziegen sehr stark reduziert werden. Von Schweinen sind während der letzten Monate weit über die doppelte Zahl gegen früher geschlachtet und in Dauerwaren verwandelt worden. Der Preis betrug im Frieden ungefähr 50 Mark per Zentner Lebendgewicht, jetzt ist er auf 60-65 Mark gestiegen. Auch das Rindfleisch hat eine entsprechende Steigerung erfahren. Das Bestreben geht dahin, die Milchvorfahrung ganz in der früheren Weise zu erhalten. Das im Frühling anbaufähige Areal ist durch Moorflutur (wobei etwa 90,000 Kriegsgelassene beschäftigt sind) und durch Ausnützung von sonst brachliegendem Lande etwas vergrößert. Alle Baupläge der Städte sollen sich in Gemüsegärten verwandeln. Die großen Wälder werden ausgenützt, indem man alle Waldschneisen als Kartoffeläcker, auch zum Gemüsebau ausnützt (auch zu diesen Arbeiten sollen Gefangene beitragen), Arbeiter sollen die Wälder in ausgedehnter Maße zu Weiden benutzt werden. Die gewaltigen Zuckermassen, welche in Deutschland lagern und großen Nährwert besitzen, werden dem Volke zugänglich gemacht. Die gute Obsternte von 1914 ist schon rechtzeitig durch Einkochen ausgenützt worden.

Die erwähnten Zwangsmassregeln dienen dazu, das Volk an eine feine Anpassung an die vorhandenen Nahrungsmittel zu gewöhnen. Damit alle Volksgenossen satt werden können bis zum letzten Augen-

blicke des Durchhaltens, sollen alle lernen, mit Verstand zu essen, sich den Erfordernissen der Zeit anzupassen, von allen lieb gewordenen Gewohnheiten abzusehen. Das vorhandene Nahrungsquantum reicht aus, wenn demgemäß gewirtschaftet wird, aber es reicht nicht aus, wenn jeder so weiter lebt, wie er zu leben gewöhnt war. Jene Maßregeln haben nur äußerlich ein bürokratisches Aussehen, der Grundzug ist aber demokratisch und sozial, und ihre Spigen wenden sich eigentlich nur gegen die reicheren Klassen. Der ärmere Teil der Bevölkerung wird sich ja viel leichter in die Lage eingewöhnen. Er hält es zum Rufalle einen Monat lang bei Kartoffeln aus, wenn es nur nicht um Milch für die Kinder geht (da ist besonders vorgehrt). Aber in den wohlhabenden und reichen Kreisen wird man manche Härten spüren, und der Glaube, daß man für Geld alles haben kann, wird einigermaßen erschüttert werden. Wird das erreicht, so ist es an und für sich ein unermesslicher Vorteil. Es ist gut, wenn man zu dem Glauben der Vorkriegszeit zurückkehrt. Denn was das Brot noch ein heilig gehaltenes Ding! Ich erinnere mich aus meinen Jugenderfahrungen, daß uns gelehrt wurde, auch die härteste Kruste und Krume Brot darf nicht vergeudet werden.

Welche Massen von Nährwerten werden vergeudet in den Küchen der Reichen! Die Hausfrau kimmert sich nicht um die Küche, die Dienerschaft wirtschaftet aus dem vollen heraus, jedes reiche, ja auch jedes nur wohlhabende Haus könnte mit den Nährwerten, die bis jetzt nur aus Nachlässigkeit in den Speisekammern wanderten, eine arme Familie erhalten. (Ubrigens geschieht dieses Unterlassen von Familien, deren Väter im Felde stehen, jetzt in ausgiebiger Weise.) Alle vergessenen Nährwerte kommen in dieser Zeit aber nicht auf das Konto der Herrschaft, welche dafür bezahlt hat, sondern sie werden dem Gesamtzuschlag der darauf angewiesenen Nation entzogen. Man muß das heutige Deutschland als eine große Familie ansehen, welche von einem gemeinsamen Vorrat zehrt. Deshalb sind die Erlasse gegen die Ausschlemmerei der Reichen, gegen die Vergeudung wichtiger Volksnährstoffe in Schlagfabne und anderen Letzereien durchaus berechtigt.

Der Krieg ist ein großer Lehrmeister. Das ganze deutsche Volk geht jetzt in die Schule. Es lernt, wie man haushalten, wie man einteilen soll. In Berlin wurde zunächst eine Vorschule eingerichtet für Leute, welche das Volk belehren sollen. Da hielten bekannte Volkswirtschaftler Unterrichtskurse ab über den Nährwert des Korns, der Kartoffel, des Fleisches, der Milch, sowie über die Führung einer alle Nährstoffe geschickt verwertenden Volksküche. Auch Dinge, welche eigentlich jeder schon wissen sollte, wurden dort gelehrt. So, daß von der Nährkraft der Kartoffel das Beste verloren geht, wenn man sie schält. Man soll sie tödchen und dann die Haut sorgsam abziehen, denn die wertvollsten Stoffe sitzen nächst der Schale. Diese Schule wurde besucht von rebegeleiteten Männern und Frauen. Letztere kamen wesentlich aus der deutschen Frauenbewegung, welche sich nicht aus hysterischen Suffragetten wie in England, zum Teil auch in Amerika, zusammensetzt. Es kamen Ärzte, Geistliche und Lehrer, Juristen, Kaufleute und Arbeiter und besonders viele Landwirte. Diese lernten dort, was sie später dem Volke vorzutragen hatten, und dann gingen sie in Scharen in das Land hinaus und hielten ihre Vorträge, wie man vernünftig wirtschaften soll in dieser großen, aber auch schweren Zeit. In anderen größeren Städten wurde das Berliner Beispiel befolgt, und nun wird auf allen Dörfern, in allen Kleinstädten und Großstädten geredet und gepredigt über die eine große Frage: Die Organisation des gesamten deutschen Volkes zu vernünftiger und der Zeit angemessener Lebensweise. Das Volk frönt in Caracas zu diesen Vorträgen, namentlich auf dem Lande. Für die Bauern ist diese Belehrung besonders notwendig, denn sie haben noch viel zu lernen über geeignete Ausnutzung des Viehwirtschafters, über Saatorten, über Frühgemüsebau, über Beschaffung billiger Düngemittel. Auch getrennte Vorträge werden gehalten, solche, welche besonders für die Hausfrauen bestimmt sind, andere, welche den Männern Stoff zum Nachdenken geben sollen. Die Redner und Rednerinnen verstehen es auch, die Vorträge besonders interessant zu machen durch kurze Hinweise auf die Kriegslage, die ja jetzt wieder so

besonders günstig ist. Auch etwas Musik wird dazu gemacht, schließlich ein gemeinsames Lied gesungen. Da es auf dem Lande doch recht mangelnd an Veranstaltungen, welche die Dörfler einander näher bringen, so trägt nicht nur die Tagesfrage, sondern auch die damit verbundene Geselligkeit und überhaupt die Neuheit der Sache viel zur Füllung der Vortragsplätze. Deutschland bringt mehr Kartoffeln hervor als irgend ein anderes Land der Welt. Wie viele Bauern haben das vorher wohl gewünscht? Wie füttert man jetzt die Schweine am besten, da es an der russischen Gerste fehlt und das Füttern mit Roggen sogar mit Gefährnis bedroht ist? Ein gutes und nahrhaftes Futter ist ein Gemisch von Zuckerrüben, Kartoffeln und Strohhefe. In der benachbarten Stadt kann man jetzt viele Küchenabfälle umsonst haben, man braucht sie nur zu holen, und dazu hat der Bauer jetzt noch Zeit. Wie kann man der Leutenot bei Beginn der Frühlingsarbeiten am besten steuern? Durch schon vorhandene Organisationen, auch durch Ausnützung der Kinderarbeit, Beschränkung des Unterrichts der größeren Kinder. Ferner durch Lieferung von Pferden und Zugtieren, durch Dampfschlüge, welche an ein Dorf, oder an eine Gruppe von Bauern verleiht werden. Auf alle diese Dinge gehen die Redner ein, und der Bauer hört gern zu. Der Bauer hat gute Jahre hinter sich. Er weiß auch ganz genau, daß ein Morgen Land ihm vor 25 Jahren fünf Doppelentner von einem Roggen gegeben hat, als jetzt. Und damals waren es auch die studierten Leute, welche ihm beigebracht haben, wie er diesen Mehrertrag aus dem Boden herauszuholen könne.

So wird die Saat, welche die neu gekulierten Volkserbeiter säen, auf gutem Boden fallen und schon in diesem Jahre Früchte tragen. Die Hauptlehren der Vortragenden sind übrigens gedruckt worden, und sie werden in Millionen Exemplaren im Lande verbreitet. Auch sind viele Bücher und Zeitschriften erschienen, welche die große Tagesfrage des vernünftigen Lebens in Kriegszeiten behandeln. Ueber eines dieser Bücher schreibt Friedrich Naumann: „Das Lehrbuch des vernünftigen Essens ist gerade zur rechten Stunde erschienen. Es heißt: „Die deutsche Volksernährung und der englische Hungerungsplan“ und ist bei Wiegand in Braunschweig erschienen. Umfang etwa 200 Seiten. Preis 1 Mark. Dieses Buch ist eine gemeinsame Leistung von sechzehn Gelehrten und der hochintelligenten Frau Hedwig Hentl unter Führung des Direktors der Berliner Handelshochschule, Professor Gylbacher. Es gehört in die Hand jedes Lesers, der sich vor Volkswirtschaft, Ernährungslehre und vielen Fesseln nicht fürchtet, denn es ist die Grundlage unserer praktischen Volksernährung von jetzt an bis zum Kriegsende.“

Was dieses Buch theoretisch zu leisten vermag, ist eine Aufgabe, die schon im Frieden besser hätte vorbereitet sein können, wenn wir die wirtschaftliche Mobilisierung gründlicher bearbeitet hätten. Der ganze Volkserbeiter wird als eine einzige essende Größe aufgefaßt im Sinne des biblischen Wortes „Unser täglich Brot gib uns heute“.

Der Krieg scheint an einem Wendepunkte angelangt zu sein, besonders im Osten, wo eine Hauptentscheidung (vor Warschau) unmittelbar bevorsteht. Auch wenn die Russen derselben ausweichen und die polnische Hauptstadt preisgeben würden, wäre der Gewinn für die Verbündeten gewaltig; besonders mit Bezug auf die Stimmung in England und Frankreich und bei den Neutralen. Die beiden russischen Flügelarmeen, in Ostpreußen und in der Bukowina, sind gleichzeitig von den Deutschen und von den Oesterreichern und Ungarn geschlagen worden, die ersteren von Hindenburg fast bis zur Vernichtung. Der Rückschlag zeigte sich sofort in Paris. Französische Rente, das beliebteste Wertpapier des französischen Sparglers, sank in drei Tagen von 72 auf 69. Dieses Papier, welches in den neunziger Jahren pari stand und noch 1912 etwa 90, ist während des Krieges um 19 Prozent gefallen, doch ein eindringlicher Beweis der jetzigen Bewertung der russischen Hilfe seitens der Franzosen. Die Finanzen des reichen Landes sind derartig zerrüttet, daß Frankreich schon bei Kriegsanfang in England Geld aufnehmen mußte. Eine innere Anleihe von nur 800 Millionen Francs versagte derartig, daß den Zeichnern schließlich drei Monate Frist (Ende Januar)

zur Erfüllung ihrer Verpflichtungen gewährt werden mußte. Doch wäre es falsch, an der Kreditwürdigkeit Frankreichs zu zweifeln. Das Land wird der Schwierigkeiten während der Dauer dieses Krieges, wenn der russische Kubel sich in London 22 unter Kennwert. Wesentlich um diesen Uebelstand zu beseitigen, wurde von den drei Mächten verhandelt, ein gemeinsames Darlehen von 15 Milliarden Francs aufzunehmen. Der Plan scheiterte, weil England die ganze Last hätte übernehmen müssen. Aber Russland ist in höchster Geldnot. Es muß seine Goldreserven, die immer noch 1,300 Millionen Rubel in Gold beträgt, angreifen, wenn nicht große Summen aus England kommen. Aber der Briten will nur mit 800 Millionen Francs herausrücken, und dieses Geld soll zur Dedung für den nächsten Einlösungstermin der russischen Coupons dienen, das Geld bleibt also in England und Frankreich. Außerdem will England noch für die Bezahlung der im Auslande gemachten russischen Bestellungen einstehen. Es ist durchaus nicht unwahrscheinlich, daß die Geldnot das Friedensbedürfnis Russlands in ähnlicher Maße steigern wird, wie es die fürchterlichen Schläge Hindenburgs bewirkten.

Wie anders steht Deutschland da als seine Gegner. Die Prozente für die 97 $\frac{1}{2}$ emittierte Kriegsanleihe ist in vier Monaten um 3 Prozent gestiegen. Frankreich hat 5 Prozentige Schatzscheine mit 10jähriger Laufzeit zu nur 96 $\frac{1}{2}$ emittiert und hat den ganzen Weltmarkt zur Zeichnung eingeladen, während die deutsche Anleihe nur von Deutschen gezeichnet wurde. Es wird sich lohnen, den Kurs der französischen Schatzscheine, die erst kürzlich ausgegeben wurden, zu beobachten und mit dem Erfolge der deutschen gleich hoch verzinsbaren Anleihe zu vergleichen.

Deutschland behauptet sich glänzend in diesem Weltkriege gegen drei Fronten. In Russland hat es den Koloss mit eisernem Griff an der Sural. In Frankreich und Flandern zwingt es mit der anderen Hand die Engländer und die Franzosen in gewaltigen Ringen zu Boden. Was ist das für eine Leistung! Welche Nation hat jemals etwas Ähnliches vollbracht! Hat gefälligst Respekt vor dem Michel, ihr scheinhelliges Krämergeschlecht in Amerika, die ihr jetzt Gold münzt aus dem vergossenen Heldenblute eines um sein Dasein ringenden großen Volkes! Ist die jämmerliche Dollar - Neutralität des Herrn Bryan vor Dant für die Kulturstaaten des deutschen Elements auf amerikanischem Boden? Was wären heute wohl die Ver Staaten ohne die deutsche Einwanderung?

Und was hat Deutschlands „Luziferflotte“ in diesem Krieg geleistet? Die ganze Welt, so weit sie aus ehrlichen Leuten besteht, ist voll ihres Ruhms. Was mag man wohl drüben in den britisch-verklachten amerikanischen Blättern zu dem letzten Stück der Emden - Mannschaft gesagt haben? Waren sie gestimmt auf den Ton des bürgerlichen Liebes vom braven Mann, dessen Laten klingen wie Orgeln und Glocken? Ich fürchte, man hat diese Weltbürger auf einem alten Segel Kahn 5,000 Meilen durch den indischen Ozean hindurch, vorbei an den Batterien und Kreuzern der Engländer und Franzosen in der Straße von Perim, man hat die Feldentat, die den Zauber der Seemannschaft aller Zeiten wieder aufblühen läßt, ebenso toteschwiegen wie die wunderbaren Siege Hindenburgs. Aber über jeden erlogenen Schillingengrabens - Sieg der Feinde wird man in jollhohen Lettern berichtet haben. Ein wichtiger Pariser hat auf Grund der Offensiv - „Erfolge“ Joffres (im Dezember und Januar) berechnet, daß es dreihundert Jahre dauern würde, bis die Franzosen vor Köln ständen, vorausgesetzt, daß sie im selben Tempo weiter ziehen würden.

Und was sagt man drüben zu den Forderungen der Japs an China? Die Geschichte, die übrigens Amerika sehr nahe angeht, hat in Deutschlands allgemeine Hohngelächter ausgelöst. „Aber dieser Lumpenbande wird vom andern abgetan“, der schöne Vers aus einem alten deutschen Schwank wohnt vortrefflich darauf, weil die Herren Japs sich sogar im Jangtse Tale, dem geheiligten Eigentum der Briten, einmischen wollen. Der Jünger hat sogar seinen Meister an Unverschämtheit übertroffen. Ich möchte gern in den britischen Klubs zu Hongkong, in den Straights Settlements und in Indien den Gelehrten der protestierenden Handelsherren tauschen.

Morgen, der 18. Februar, kritischer Tag erster Ordnung! Mit a z

Len Mitteln soll das Hungergepenst an die britischen Küsten getragen werden, hat der deutsche Admiralstab vor 14 Tagen angekündigt. Wer darin einen Bluff vermutet, irrt sich sehr. Mit allen Mitteln! Was da werden wird, steht ganz dahin. Es ist ein gefahrenvolles, schweres Stück, dessen Vorhang sich nun lüftet. Sicherlich sind die Vorbereitungen sorgsam erwogen. Mag sein, daß man sich getäuscht hat über die Gewinnchancen. Aber Helldenkrollen werden in diesem Stück gespielt werden. Daß die deutsche Flotte diesen Tanz wagt, zeigt, daß der Offensiv-Kampfsgeist, den sie vom ersten Tage dieses Völkerrings entwickelt hat, unerfüllt fortbesteht. Möge der Erfolg diesen Mut gebührend lohnen. Gott strafe England!

Nach der Ansicht erfahrener Militärs sind längst nicht so viele Engländer in Frankreich gelandet, als die Feinde angegeben hatten. Die Nachschübe sollen kaum größer gewesen sein, als zur Ausfüllung der Lücken nötig waren. An der Front in Flandern hat man noch so gut wie gar nichts von englischen Verstärkungen gespürt - dagegen hat Hindenburg seinen letzten großen Sieg wesentlich mit frischen Truppen aus Deutschland - man spricht von drei Armeekorps - gewonnen. Auch nach Frankreich werden täglich Nachschübe neuer Truppen versendet. Bis Ende Februar soll eine große neue Armee in Frankreich versammelt sein.

Walter Heymann, einer der hoffnungsvollsten jungen Dichter Deutschlands, ist im Sturm bei Coiffons gefallen. Sein letztes Gedicht fand man vom Blute des Verfassers gerötet in dessen Tasche:

Ten Hinterbliebenen, 4
von Walter Heymann 5
Mutter, er kommt nicht nach Haus,
Den du geboren -
Frau, von allen
Männern in deiner gefallen -
Ander - ihr laßt euren Vater ver-
loren!

Eine große Mutter
Ist unter Leid,
Heldentod
Hat eine sanfte Hand,
Ander -
Werdet wie er.
Macht ihm nicht Schand!

Das Geburtslagspaket.

Stizze von Meta Sautson.

Fischlermeister Bröfel und der Nachbarbedeiter Johann Bed hatten am gleichen Tag Geburtstag. Sie sahen nebeneinander im Schillingentaben in Erwartung ihrer Patete. Gottlieb Bröfel war so aufgeregt, daß er überall eine zeitweilige Beschäftigung suchte. Schieflich nähte er sich einen Knopf an seinen Rock, der aber immer wieder abfiel. Mal rief der haben, dann brach die Nadel ab, und endlich verlor er den Knopf selbst und mußte also diese Arbeit aufgeben. „Mensch“, rief Johann Bed, „hab' Dir doch nicht so dämlich. Du bist doch kein kleines Kind mehr!“ „Ja, Du bekommst auch nichts. Da tonu man schon ruhig bleiben.“ „Nein, Johann Bed erwartete kein Paket. Ihm war hier draußen, wo Zeit zum Denken war, so manches klar geworden. Es war sonderbar, aber so oft schaute er sich nach Hause, nach Frau und Kindern. Aber er wußte auch, daß sie froh waren, daß er fort war. Ebenso froh, wie andere traurig waren. So oft dachte er: Wenn sie mich jetzt leben könnten, so wie ich jetzt bin. Ich trinke nicht mehr, und ich teile alles mit meinen Kameraden. Aber wenn sie an mich denken, dann sehen sie noch den alten vor sich. Die sonst täglichen Szenen standen ihm immer wieder vor Augen.

Er sah sich taumelnd nach Hause kommen. Seine Frau schlich mit ängstlichen und doch drohenden Blicken von ihm fort. Sie holte die acht Kinder aus den Betten und sagte: „So, nun schüht mich vor eurem Vater.“ Jedesmal tat sie das, nachdem er sie einmal geschlagen hatte, er selbst wußte nicht einmal, warum. — Und dann war es wie eine Veranschönerung gegen ihn gewesen. Die Kinder standen kampfbereit da, von dem größten bis zum kleinsten, das, aus dem Schlaf gerüttelt, blaß und zitternd vor ihm stand. — Das brach seine Kraft! — Jedes neugeborene Kind bedeutete für ihn einen neuen Feind. Seine Frau zog sich die Kinder zu ihrem Schutze groß und pflanzte in ihre Seelen den Haß, den sie für ihn in sich trug. Johann Bed dachte daran, wie oft er wirklich den Willen besah, anders zu werden. Aber dann glaubte er wieder, daß es zu spät sei. Die Kinder

waren ja da, die Zeugen und Richter seiner Vergangenheit, die Kinder, die ihn hielten.

Als er fortkam, wußte er, sie freuten sich. Er glaube es, aus den Blicken seiner Frau zu lesen, aus der Gesäßfähigkeit, mit der man für sein Fortkommen sorgte, aus der hangen Frage, die sich stets wiederholte, wann er denn fort müßte. O, er hatte Augen im Kopfe! Und dann hatte er selbst gehört, wie ein Neunjähriger seinen Kameraden zurief: „Hurra, Jungens, mein Vater muß auch weg.“ Das konnte er nie vergessen. Dann die Briefe seiner Frau. — „Es ist so ruhig, seitdem Du nicht da bist.“ — War das nicht ganz zweiseitig? — Er verglich sich mit seinen Kameraden, die von den Eltern mit Liebe überschüttet wurden. Denen man alles gab, was man ihnen geben konnte. Aber gewiß, die tranken nicht, die schlügen nicht! — Er kam sich ganz erbärmlich vor. Er schaute sich nach einem Menschen, der ihn früher so gekannt hatte, wie er war, und der doch zu ihm sagen würde: Ich weiß es, Du bist gut! Er schaute sich wie ein Kind danach! All diese Grübeleien, dieses Verlangen nach Liebe, hatte er zu Hause nicht gekannt. Hier draußen aber, da erodierte in jedem das Gewissen. Da gab es nur eins. Gut oder böse! Ohne Unterchied, ohne irgendwelche Schattierungen.

Gottlieb Bröfel packte schon sein Paket aus, stroheln, glücklich. Als er das Bild in Händen hielt, auf dem seine Frau und die Kinder ihm froh entgegenlächelten, da konnte er seiner Freude kaum Herr werden. Johann Bed oder sah jaht mit Weid auf den Gesichtchen. Da wurde plötzlich sein Name gerufen. Er fuhr wie aus einem Traum in die Höhe. Man hielt ihm ein Paket entgegen. In der Adresse erkannte er die Schriftzüge seiner Frau. Er riß Bindfaden und Papier mit seinen verben Fingern wie im Fieber auf. „Sie haben mich nicht vergessen!“ jubelte es in ihm. Und er öffnete.

In dem Paket lagen nur Flaschen mit Rum, Cognat und Schnaps. „Dumit Du auch eine Freude hast.“ Und wieder las er aus den Worten etwas wie Hohn, wie Schadenfreude. „Sie wollen mich ja nicht anders“, dachte er. „Ich bin anders geworden, sie aber zwingen mich auf den Weg zurück, den ich gegangen bin.“ Etwas wie „Hah stieg in ihm auf. Beihahe hätte er aus Troy eine Flasche nach der andern getrunken. Dann aber warf er eine Flasche nach der andern in ohnmächtiger Wut auf die Erde, daß die Scherben klirren. „Zeh mal den Bed!“ schrie da einer. „Der ist wohl verrückt geworden! Den müssen wir beim Stabsarzt anmelden. Der hat das Fieber!“

Johann Bed aber sah und hörte nichts. Er sah in sich vertunken und wußte, daß er auf der ganzen Welt keinen Freund besaß. Keiner achtele auf ihn. Jeder war mit sich beschäftigt. Er war der einzige Genarrte, Enttäuschte! —

Am nächsten Morgen ließ der Hauptmann seine Kompanie antreten. „Kameraden“, sagte er, „Ihr könnt Euch im neuen Jahr das Eisene Kreuz verdienen. Ihr sollt den Weg bis zu den feindlichen Schützengräben von Drahtverhaun und Hindernissen befreien. Freiwillige vor! Möglichst solche, die nicht Frau und Kinder haben.“ — Daher wunderte man sich, als Johann Bed als erster vortrat. „Bed, haben Sie sich das auch reichlich überlegt?“ — „Ja, wohl, Herr Hauptmann!“ — „Ich habe nichts zu verlieren, dachte er. Aber er sagte es nicht.

Man brachte ihn schwer verwundet ins Lazarett. An seiner Brust prangte das Eisene Kreuz. „Haben Sie Kinder?“ fragte der Oberarzt. „Nein.“ „So, na die können stolz auf ihren Vater sein.“ Bei diesen Worten hing Johann Bed das Blut zu Kopf. Der Gedanke war ihm noch gar nicht gekommen, daß er mit dieser Tat die Achtung seiner Kinder gewinnen konnte. Er richtete sich auf dem Bett und seine stierenden Finger schienen etwas zu suchen. „Wollen Sie etwas?“ fragte die Schwester. „Ach, ich möchte nach Haus schreiben, daß ich das Eisene Kreuz —“ „Lassen Sie nur.“ — „Ich werde es für Sie schreiben.“

Und nun hatte Johann Bed vollen Aufbruch auf die Antwort. Jeder Augenblick, den er nicht brennungslos lag, war mit der Frage ausgefüllt, ob kein Brief für ihn da wäre. Bis dann der Tag kam! Gerade sein Neunjähriger, der ihn damals so geküßt hatte schrieb: „Alle Jungens haben jetzt viel Respekt vor mir, weil ich solchen Vater habe!“ Johann Bed überkam ein Glücksgefühl, das seine Genehung beschleunigte.